

Tatjana Kuschtewskaja

Mein geheimes
Rußland

Reportagen

Mit 70 Fotos

Grupello Verlag

DAS AUGEN LIEST MIT – schöne Bücher für kluge Leser
Besuchen Sie uns im Internet unter: www.grupello.de
Hier finden Sie Leseproben zu allen unseren Büchern, Veranstaltungshinweise und Besprechungen. e-mail: grupello@rp-pro.de

Aus dem Russischen von
Ganna-Maria Braungardt, Claudia Catz,
Verena Flick und Alexander Nitzberg

Die Deutsche Bibliothek – CIP Einheitsaufnahme

Kuštěvskaja, Tat'jana:
Mein geheimes Rußland : Reportagen
Tatjana Kuschtěvskaja [Aus dem Russ. von
Ganna-Maria Braungardt, Claudia Catz,
Verena Flick und Alexander Nitzberg]
1. Aufl. – Düsseldorf : Grupello Verlag 2000
ISBN 3-933749-41-7

1. Auflage 2000

© by Grupello Verlag
Schwerinstr. 55 • 40476 Düsseldorf
Tel.: 0211-491 25 58 • Fax: 0211-498 01 83
Umschlaggestaltung: Thomas Klefisch
Druck: Müller, Grevenbroich
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-933749-41-7

INHALT

»Ohne meinen Mosaikstein bliebe die Epoche unvollständig«	7
Nicht mehr und nicht weniger!	9
Eine russische Venus	14
Wolf Messings Geheimnis	18
Michail Kalaschnikow	25
Das letzte Gespräch mit Eisenstein	28
Über das Talent zu lieben	34
»Ich habe mein Leben in ein Theaterstück verwandelt ...«	38
Der Donnergott heißt auf Kamtschatka »Biljukai«	42
Der Judaismus von Mütterchen Pelageja	45
Die Großmutter	47
Der Tempel – die Wohnstätte der Götter	49
Das Geheimnis des Schamanen	55
Schunja	60
Die Diamanten Jakutiens	64
Das Jakutentreffen	67
Dessert auf nenzische Art	71
Das Wasserkraftwerk von Bratsk	73
Kants Schädel	75
Das Echo des Krieges	79
Dieses Thema ist tabu!	84
Die Feuerinsel	87
Kampfdelphine	90
Fotos, die lügen	93
»Ich war Agent des KGB«	94
»Ich lebte in der geheimsten Stadt Rußlands ...«	99
Turkmenischstunde	107
Ein Studentenfoto	115
»Zuerst muß er tot sein ...«	117
Udmurtische Glasmalerei	120
Das Märchenhaus von Mütterchen Taissa	124
Einladung zur Hochzeit	129
Auf dem Land	132
»Da war so ein Fall ...«	137
Die Geschichte eines Tuches	140
Der Zigeunerbaron	143

Mönche	148
Die Katze aus Kasan	154
Eine Grille namens »Caruso«	155
Das Geheimnis ewiger Jugend	157
Ein Brief aus Bijsk	160
»Ich lebe gut ...«	163
Die Kommunisten	164
Laut Gedachtes	166
Gratis-Äpfel	170
Epilog	172

*Es gibt nichts Menschlicheres im Menschen als den Drang,
die Vergangenheit mit der Gegenwart zu verbinden.*

F. I. Tjutschew

Wer sagt uns, daß alles verschwindet? R. M. Rilke

»OHNE MEINEN MOSAIKSTEIN BLIEBE DIE ÉPOCHE UNVOLLSTÄNDIG«

Es gibt zweierlei Rußland. Das eine sehen die Deutschen auf dem Bildschirm oder in Büchern deutscher Fernsehjournalisten. Das andere Rußland erzählt selbst von sich. Es schreibt über sich und sieht sich von innen, und das ist sachkundiger und tiefer.

Ich habe dieses Buch als Montage von Fotodokumenten und dokumentarischen Erzählungen angelegt. Entstanden ist eine Collage, in der sich das unbewegliche Bild »bewegt« – ein literarisches Experiment mit einer Camera Obscura –, am Beispiel eines einzelnen Lebens werden das Leben, die Geschichte, der Alltag, die Sitten und Traditionen des gesamten russischen Volkes eingefangen.

In diesem Mosaik, dessen Originalität auf der Einheit des Unvereinbaren und der Verbindung des Unverbindbaren beruht, treten die Fotos in einen überraschenden Dialog mit der Landschaft der menschlichen



Seele am Ende dieses Jahrtausends. Dieses Genre hat Solschenizyn als »Erfahrung der künstlerischen Analyse« definiert. Wir leben in zwei Dimensionen gleichzeitig – im Jetzt und im Einst. Und wichtig ist, wie Rußlands Vergangenheit mit dem Heute in Wechselbeziehung steht.

Ein besonderes Merkmal guter Dokumentarprosa ist die Verdichtung, möglichst wenig Wasser. Ich wünschte mir, meine

Dokumentarerzählungen so zu schreiben, daß beim Lesen Gedankenketten, Erinnerungen, Assoziationen entstehen.

In das Buch sind Reportagen, Skizzen, Essays, interessante Szenen und Porträts von Menschen eingegangen, von denen einige die Welt bereits verlassen haben. Mich aber haben sie nicht verlassen. Das Buch enthält alles, was mein Leben in der nachstalinistischen Ära bestimmt hat.

»Ohne meinen Mosaikstein wäre die Epoche unvollständig«, habe ich vor langer Zeit auf die erste Seite meines Tagebuchs geschrieben. Viele Jahre später fand ich bei dem Schriftsteller Andrej Platonow den bemerkenswerten Gedanken: Ohne mich ist das Volk nicht vollständig.

Das Leben ist ein Gemälde von Symbolen, und jeder, der dir begegnet, ist eine Stimme von draußen. Ich habe häufig die Helden meiner Reportagen und Dokumentarfilme fotografiert. Als es mehr als tausend Fotos waren, bemerkte ich ein Phänomen: Die Bilder strahlten plötzlich ein »Ortsgedächtnis« aus. Bilder, auf denen Augenblicke festgehalten sind, die, so sollte man meinen, längst in die Lethe eingegangen sind, beweisen: Die Vergangenheit verschwindet nicht, sie geht in eine für uns nicht sichtbare Dimension über.

Als ich das vergangene Leben auf dem Papier wiedererweckte und den Text mit den Fotos verband, hatte ich den Wunsch, die Vergangenheit neu und mit Abstand zu sehen und meine Fähigkeit zu überprüfen, »mich lange und klar zu erinnern«, wie der Linguist Wladimir Dal einmal eine besondere Fähigkeit des russischen Volkes charakterisierte.

NICHT MEHR UND NICHT WENIGER!

»Nicht mehr und nicht weniger!« – so lautete das geheimnisvolle Motto im Wappen der Vorfahren dieses Mannes, die im 12. Jahrhundert aus Frankreich geflohen und vom Schicksal nach Rußland verschlagen worden waren.

Ich lernte Lew Sergejewitsch Termen kennen, als er schon weit über achtzig war. Ein Mann mit dem bizarrsten Schicksal, von dem ich je erfahren habe. Während unseres Gesprächs überkam mich plötzlich Verzweiflung – ich glaubte, ich würde nicht über ihn schreiben können, würde es einfach nicht schaffen. Dieser Mann war wie ein gewaltiger Berg. Stellen Sie sich einen der höchsten Gipfel der Erde vor, etwa den Mount Everest. Den sollen Sie besteigen. Aber Sie sind kein Bergsteiger und besitzen auch keine geeignete Ausrüstung. Nur Sandalen. Und so beginnen Sie den Aufstieg.

Dieses Gefühl hatte ich bei der Begegnung mit diesem Mann. Während er mir von seinem unglaublichen Leben erzählte, schrieb ich, inspiriert von seinem Bericht, eifrig mit, schrieb und schrieb. Doch dann, wieder allein, verzweifelte ich: Sein Leben in einer kurzen Skizze zu erfassen, war unmöglich! So vieles war zu beschreiben: begeisterter Beifall in den besten Konzertsälen der Welt, erstaunliche Erfindungen, Begegnungen mit den größten Berühmtheiten seiner Zeit – Albert Einstein, Charlie Chaplin, George Gershwin, Bernard Shaw, Rockefeller, Lenin, Stalin – erstaunlich unterschiedliche Menschen haben sein Schicksal tangiert. Es gab in seinem Leben Reichtum, Ruhm, eine große Liebe – und Jahrzehnte Gefängnis, Lager, Zeiten schrecklichen Hungers, so schlimm, daß »den Dochodjagi* davon die Haare ausfielen. Die Menschen wurden kahlköpfig.« Er mußte lernen, sich zu wehren, um Chaos, Armut, Hunger und Rechtlosigkeit zu überstehen. »Wie ich überlebt habe? Das sind schlimme Erinnerungen.«

Dabei hatte alles so wunderbar angefangen. Er wurde 1896 in einer Adelsfamilie geboren, studierte am St. Petersburger Konservatorium und parallel an der Elektrotechnischen Militär-

* Dochodjagi – vom Hunger ausgezehrt, entkräftete, apathisch gewordene Häftlinge.

hochschule, dem späteren Leningrader Polytechnischen Institut. Sein Diplomprojekt zum Studienabschluß 1926 war der erste sowjetische Fernseher, ein Gerät mit einem für die damalige Zeit riesigen Bildschirm – ein Meter mal ein Meter. Stalin gefiel die Erfindung so sehr, daß er sie sofort für geheim erklärte und befahl, diesen Wunderbildschirm für den Grenzschutz nutzbar zu machen. Deshalb wurde der Erfinder des ersten



sowjetischen Fernsehers in keinem Lexikon erwähnt. So war das damals. Bereits zuvor, in den 20er Jahren, hatte der begabte Erfinder und Musiker das erste elektronische Musikinstrument gebaut und ihm seinen Namen gegeben: Thereminovox (Termens Stimme, in Europa als »Ätherophon« bekannt geworden). Durch Handbewegungen in der Luft vor einem Metallschirm wurden Töne erzeugt, eine wundervolle, großartige Musik aus dem Nichts. Der erste, den diese Erfindung

faszinierte, war Lenin. In der Erfindung steckte ein Geheimnis – sie konnte nicht nur als Musikinstrument, sondern auch als Alarmanlage zu Überwachungszwecken genutzt werden. »Weltrevolution in der Musik« schrieben die Zeitungen in Deutschland, Frankreich und England, wo Lew Termen in den 20er Jahren mit großem Erfolg gastierte. In den 30er Jahren ging er dann auf Vorschlag des Volksbildungskommissariats für zehn Jahre nach Amerika – Konzerte in der Carnegie-Hall, ein eigenes Studio, unzählige Anhänger, eine Firma, die Ätherophone produzierte. In sein Studio kamen George Gershwin, Maurice Ravel, Jascha Heifetz, Yehudi Menuhin – alle berühmten Musiker jener Zeit. Zu seinen Besuchern zählten die Schriftsteller Bernard Shaw und Gerhart Hauptmann und die Regisseure Charlie Chaplin und Sergej Eisenstein. Albert Einstein spielte mit ihm zusammen moderne Jazzimprovisationen nach Gershwin – bestimmt ein großartiges Duo! Einstein suchte damals nach einer Analogie zwischen Musik und Raumbildern. Und Lew Termen war von der Idee besessen, ein Musikinstrument zu erfinden, das die Töne nicht nur durch Handbewegungen, sondern durch die Bewegung eines tanzen-

den Körpers erzeugte, so daß der Tanzende die Musik gleichsam »diktierte«.

Lew Termen wurde Millionär. Er war reich, berühmt und gutaussehend. Häufiger Gast in seinem Studio war der junge Oberst Eisenhower, der ganz vernarrt war in das Ätherophon. Zu Termens Freunden gehörten die Millionäre Dupont, Rockefeller und Ford.

Dann kam eines Tages die große Liebe, und er heiratete eine sehr schöne Frau – die begabte schwarze Tänzerin Lavinia Pool.

Wir sitzen in der winzigen Einzimmerwohnung des greisen Lew Termen, die vollgestopft ist mit Kisten und Geräten. Der hagere Mann mit den lebhaften dunklen Augen, fast neunzigjährig, die ganzen letzten Jahren als bescheidener Mechaniker am Akustik-Lehrstuhl der Moskauer Universität beschäftigt, erzählt schlicht und alltäglich von seiner Vergangenheit, zeigt mir Zeitschriften, Dokumente, Kopien von Artikeln. Plötzlich stelle ich fest, daß ich nur gebannt lausche. Das Mitschreiben habe ich vergessen. Doch auf einmal verstummt der Greis und sieht aus dem Fenster, als gäbe es dort etwas Fesselndes zu sehen. Ich schaue ihn an: Er ist nicht sehr groß, kahlköpfig, sein längliches Gesicht voller Runzeln. Aber es geht etwas von ihm aus, das ich mir nicht erklären kann. In dem fast Neunzigjährigen steckt eine große bewußte innere Kraft, die ich auch spürte, säße er nur schweigend neben mir. Ich wünschte, der Abend dauerte endlos, Termen möge erzählen von seinem erstaunlichen Leben und nicht mehr aufhören. Was hat er nur mit diesem Fenster, denke ich, daß er sich gar nicht davon losreißen kann! Aber ich wage nicht, ihn zum Weitererzählen zu drängen, sondern warte geduldig. Und fürchte auf einmal, er habe mich und meine Fragerei satt, ich sei in dieser kleinen Wohnung voller Elektronik, Mappen und Zeichnungen ganz und gar überflüssig. Er sitzt ganz ruhig da. Wie ein Berg. Mir kommt in den Sinn, daß es wohl diese innere Ruhe war, seine innere Kraft, die ihn die Jahrzehnte schlimmster Lagerhaft ertragen ließ.

Plötzlich bricht er das Schweigen und kehrt in Gedanken wieder nach Amerika zurück. In mir bohrt die Frage: Wie konnte er in dieser Zeit zehn Jahre lang in den USA leben? Dahinter steckt bestimmt ein Geheimnis. Der Greis, als hätte er meine Gedanken erraten, sagt leise: »Ich habe mit den Politikern und amerikanischen Militärs, wie Sie verstehen können, nicht nur über die Musik gesprochen. Ich mußte herausfinden, ob die

USA Angriffspläne gegen die UdSSR hegten. Ich erfuhr, daß wir von dieser Seite nichts zu fürchten hatten und unser künftiger Gegner Nazi-Deutschland sein würde. Diese Informationen waren damals sehr wichtig.«

1938 wurde Lew Termen in die Heimat zurückbeordert. Was er in Moskau sah, entsetzte ihn: Verhaftungen, Folterungen, Denunziationen, Angst. Er mußte erleben, von Freunden verraten zu werden. Er redet darüber schlicht und aufrichtig: »Ob ich den Freunden verziehen habe, die mich verrieten? Ja, ich habe ihnen verziehen. Wenn ich nicht verzeihen könnte, wäre es um mich öd und leer. Verrat ist heutzutage normal geworden. Ich versuche, diese Menschen zu verstehen und immer daran zu denken, woran der Hahn auf protestantischen Kirchen gemahnt: An Petrus, der sich dreimal von Jesus losgesagt hat. Jesus hat ihm verziehen. Also, kann ich schon gar keinen verurteilen oder richten. Man muß Vergebung lernen, sonst bleibt man einsam.« »Kann man wirklich alles vergeben?« frage ich. »Ich kann nur eines nicht vergeben – daß unschuldige Menschen ins Verderben gestürzt wurden. Das Leben ist ein großer Wert, niemand hat das Recht, darüber zu verfügen, zu bestimmen, ob jemand leben darf oder nicht.«

Die Verhaftungen liefen auf Hochtouren. Termen war erst ein paar Monate wieder in Rußland, da wurde auch er abgeholt. Der Volksfeind Lew Termen wurde nach Sibirien geschickt, von dort nach Kolyma. Er hackte gefrorenen Boden auf, litt unter Erfrierungen, tauschte, wenn er Glück hatte, »was zum Rauchen« gegen Brot. Doch selbst dort erfand er etwas: eine Einschienenlore, die den Gefangenen die Arbeit erleichterte.

Hatte er, ein Freund von Eisenhower, Rockefeller und Chaplin, dort manchmal an Amerika gedacht? Der Alte lächelt traurig. »Meine amerikanischen Freunde waren überzeugt, ich sei 1938 gestorben, so stand es auch in ausländischen Lexika: ›Lew Termen. 1896-1938.‹ Für sie war ich tot. Aber ich lebte noch. Was hat mir geholfen, Kolyma zu überleben? Die Fähigkeit, nicht in Weltschmerz zu versinken, den Rücken nicht zu beugen, und das Wissen, das alles vergänglich ist. Ich gehörte und gehöre zu den ›freidenkenden Christen‹, deren Aufkommen schon Tolstoi und Leskow prophezeit haben. ›Gott in der Seele‹. Wissen Sie, was das bedeutet? Daß man weiß, das Wesen Gottes ist überall, erst recht in uns. Ich mußte Gott in meiner Seele bewahren in einer Zeit, da es im ganzen Land keinen Menschen gab, auf den

ich hören, dem ich glauben wollte, auf den ich aufrichtig und rückhaltlos stolz sein konnte.«

Doch das Schicksal von Lew Termen erfuhr noch eine überraschende Wendung. Bei Kriegsausbruch wurde der begabte Erfinder unter Bewachung nach Moskau gebracht, wo er in einem geheimen Konstruktionsbüro mit dem künftigen berühmten Konstrukteur von Raumschiffen Sergej Koroljew zusammenarbeiten sollte. Unter Bewachung, noch immer als Gefangener. Lew Termen erfand ein funktechnisches Gerät, für das er 1947 trotz der Begleitumstände den Stalinpreis bekam. Ein außergewöhnlicher Fall! Doch aus der Haft entlassen wurde er erst 1958, in den sechziger Jahren schließlich rehabilitiert. Seine einstigen Kommilitonen waren inzwischen Akademie-mitglieder oder in Lagern umgekommen. Er aber hatte überlebt, kehrte »von dort« zurück, krank, aber innerlich nicht gebrochen. Später fand er eine Stelle als einfacher Mechaniker am Lehrstuhl für Akustik der Moskauer Universität. Kaum einer der Studenten, die an dem älteren, unscheinbaren Mitarbeiter vorbeihasteten, wußte, daß er eine lebende Legende war. Ein Mythos, ein Samson, ein David, ein Goliath, ein Titan. Er war wie alle und doch anders. Die Zeit der Propheten war in Rußland vorbei, ohne recht begonnen zu haben. Alle alten Propheten waren tot oder fragwürdig. Und die echten waren für diese jungen Leute zu einfach und zugänglich, zu »wirklich«.

Bis an sein Lebensende erfand und baute Lew Termen neue, ungewöhnliche Instrumente, zum Beispiel solche, die durch Augenbewegungen gesteuert wurden, hielt Vorlesungen, baute Kopien seines ersten Ätherophons, befaßte sich wieder mit Forschungen zum Gravitationsfeld, die ihn sein Leben lang interessiert hatten. Er starb kurz vor seinem hundertsten Geburtstag.

In meiner Erinnerung ist er einer der eindrucksvollsten, begabtesten Menschen, ohne die ich mir dieses Leben nicht vorstellen kann. Nicht mehr und nicht weniger.

Als ich an diesem Text arbeitete, stieß ich auf einen Artikel im Berliner Stadtmagazin *zitty* (Nr. 26/1999) über die Wiederentdeckung des von Lew Termen erfundenen sphärischen Instruments, des Ätherophons oder Theremins. In der letzten Zeit, so heißt es dort, erlebt es eine kleine Renaissance.

EINE RUSSISCHE VENUS

Diese Frau war in ihrer Jugend eine blendende Schönheit mit einer wundervollen Figur. Sie stand vielen russischen Malern und Bildhauern Modell. Es heißt, daß sie 1954 auch Modell für das berühmte Bild »Der Frühling« von Arkadi Plastow gestanden hat, auf dem eine wunderschöne nackte Frau mit langen goldenen Haaren im nicht überdachten Umkleideraum einer

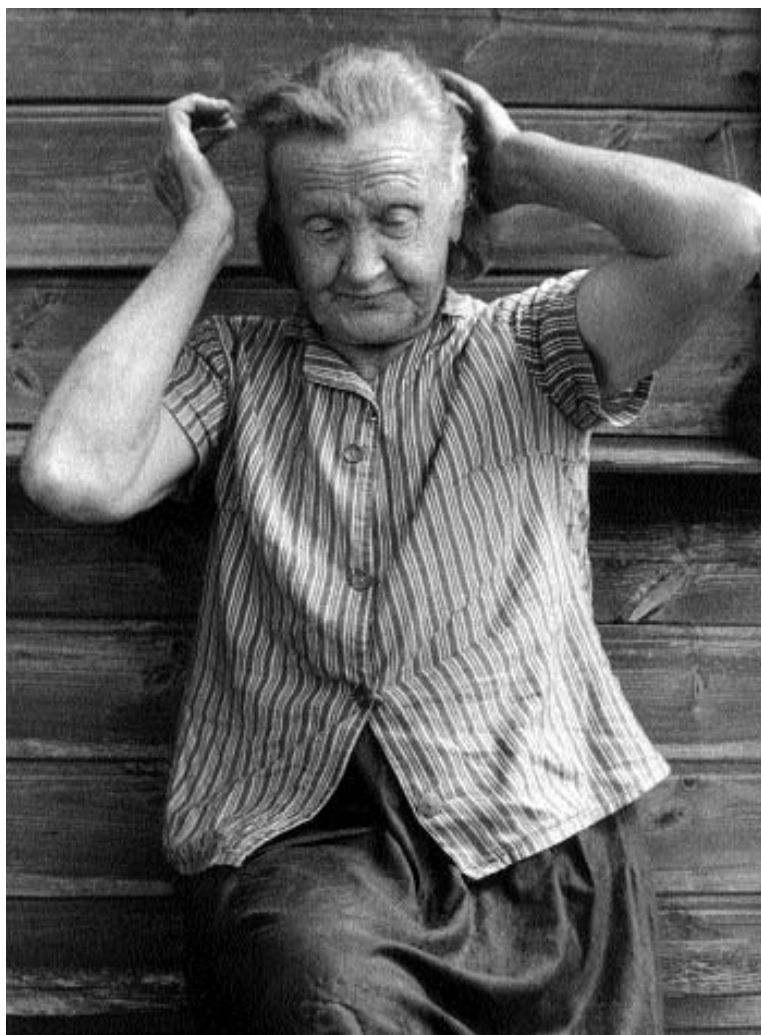


Sauna ihr kleines Mädchen anzieht, sie bindet ihr ein großes warmes Wolltuch um. Schneeflocken fallen, unter ihren Füßen liegt goldenes Stroh, die Baumstämme über dem Eingang zum Badehaus sind geschwärzt vom Rauch, in der Ferne sieht man einen Abhang, auf dem der Schnee schon getaut ist, kleine Häuschen, Bäume mit Krähenestern ... Auf dem Bild erkennt man gleich das Dorf Prislonicha im Gebiet von Uljanowsk, in dem der Maler lebte und wo sich bis zum heutigen Tag noch sein Atelier befindet. Dieses Bildes wegen habe ich einmal eine Wallfahrt nach Prislonicha gemacht.

»Der Frühling« ist ein geniales Kunstwerk! Diese armseligen dunklen Holzstämme erzeugen im Kontrast zu dem leuchtenden, jungen und straffen Körper der Frau ein trauriges, lebendiges Gefühl. Das ist eines meiner Lieblingsbilder.

Und nun sitzt diese Frau, Moskauerin, das Modell des Künstlers, vor mir. Darja Iwanowna.

»Nennen Sie mich einfach Darja«, sagt sie sanft lächelnd. Ich bin sehr verwundert. Ja, sie ist jetzt eine alte Frau, sie ist



müde, ihre blauen Augen sind traurig. Von der alten Schönheit der »russischen Venus«, wie die Maler sie nannten, keine Spur mehr. Aber sie kommt einem nicht armselig und verlassen vor. Auf ihrem Gesicht liegt etwas Liebes, Sympathisches, Offenes, etwas Russisches. Was ist es, das ihr diese innere Würde, die Freundlichkeit, das Lächeln, die gute Laune erhalten hat?

»Merken Sie sich, was ich Ihnen jetzt eröffne. Denken Sie immer an die ›Hygiene des Geistes‹! Wenn sie fehlt, dann verändert sich das Gesicht unweigerlich. Es bilden sich häßliche Falten, skeptische Vertiefungen, scheinheilige Erschlaffungen, mürrische Mundwinkel und eine neidische Schieläugigkeit! Glauben Sie mir, ich habe mein ganzes Leben keinen anderen Menschen beneidet, ich habe unbeschwert gelebt und mich bemüht, allen zu helfen, denen es schlecht ging, und die zu trösten, die keinen Mut mehr hatten. Vergessen Sie also nie die ›Hygiene des Geistes‹. Weg mit der Verzagtheit und der verheerenden Selbstzerfleischung! Da kann man gleich mit einer armseligen Mimik und dem Schimmel des Überdrusses rechnen, was sich auch bald im Gesicht abzeichnet. Es drückt sich auch im Körper aus. Und dann werden Sie vergessen, was es heißt, im Sommer spazierenzugehen und die Schultern zu entblößen und alles, was man in meinem Alter noch entblößen kann.«

Wir kichern beide. Ich höre ihr zu und blicke von Zeit zu Zeit auf die Reproduktionen verschiedener Bilder, die sie offenbar aus Zeitschriften ausgeschnitten und mit Reißzwecken an die Wand geheftet hat. Wie schön sie war! Besonders auf meinem Lieblingsbild »Der Frühling«. Darja erinnert sich:

»Plastow arbeitete rastlos. Und was interessant ist, wenn er Skizzen anfertigte, scherzte er oder erzählte mir etwas. Oder er stellte mir Fragen. Wenn er aber den Pinsel in die Hand nahm, dann schwieg er, wurde ganz ernst und lächelte nicht mehr. Als ob er nichts mehr hörte und sah ... Wissen Sie, wie man ihn wegen dieses Bildes kritisiert hat? Warum, so hieß es, mußte er so eine Armut darstellen, so ein uraltes Dampfbad? Warum hatte er nicht eine gute, moderne Sauna abbilden können, hieß es. Er aber schwieg, und eines Tages sagte er mir: ›Weißt du, ohne dieses alte Dampfbad würde auf dem Bild etwas fehlen.«

Und er erzählte mir noch eine tragikomische Geschichte. Erinnern Sie sich an sein Bild ›Das Abendbrot des Traktoristen‹? Da steht ein Traktor, die Sonne geht unter, der Traktorist schneidet sich ein Stück von einem runden Bauernbrot ab, und ein Mädchen schenkt ihm Milch ein. In diesem Bild lebt die russische Seele, so viel Liebe drückt es aus. Und die Kommission wollte dieses Bild bei einer Diskussion reißen: Worauf wollen Sie anspielen, hieß es. Daß ein sowjetischer Traktorist nur Brot und Milch bekommt? Plastow entgegnete: Der Traktorist

hat schon ein gebratenes Hähnchen gegessen und trinkt nun Milch!«

Wir lachen erneut, und ich betrachte sie in diesen Minuten mit großem Vergnügen. Als ob alle Charakterzüge sich in ihrer fröhlichen, jungen Stimme gebündelt hätten. In dieser Frau, in ihrer Erscheinung und in ihrer Stimme war etwas, was mich verzauberte. In diesem Augenblick zweifelte ich nicht mehr daran, daß sich der fünfzigjährige Wassili Kandinsky am Telefon in die Stimme einer Unbekannten (die später übrigens seine Frau wurde) verlieben und das Aquarell »An eine Stimme« malen konnte. Darjas Stimme hatte eine ähnliche Wirkung.

Als ich meinen deutschen Studenten, die russische Sprache, Kultur und Kunst studieren, einen Bildband über die Malerei des 19. und 20. Jahrhunderts mitbrachte, stellte sich heraus, daß sie nur die Künstler der russischen Avantgarde vom Anfang des 20. Jahrhunderts kannten. Wie waren sie erstaunt, als sie mein Album betrachteten! Trotz des Sieges des sozialistischen Realismus in der UdSSR in den dreißiger Jahren gab es Maler, die wunderbare Bilder im Stil des Neoimpressionismus schufen (L. Bruni, S. Wirsaladse, I. Grabar, W. Dmitrijew, W. Konaschewitsch, P. Kontschalowski, P. Korin, N. Krymow, T. Mawrina, E. Moisejenko, A. Plastow), oder des Expressionismus (A. Dejneka, J. Pimenow und andere).

»Schade, daß man in Deutschland nur sehr wenige Bücher über die russische Malerei des 19. und 20. Jahrhunderts kaufen kann. Die Buchläden führen sie einfach nicht. Der Westen demonstriert seine Macht und drängt uns seine ästhetischen Kanons auf«, sagten die Studenten an jenem Abend. Und ich erinnerte mich an die bitteren, aber gerechten Worte der wunderbaren russischen Malerin Natalja Gontscharowa, die 1962 in Paris starb: »Jetzt aber schütte ich den Staub von meinen Füßen ab und entferne mich vom Westen, da ich seine alles nivellierende Haltung als oberflächlich und unbedeutend erkenne. Ich gehe zum Ursprung aller Kunst zurück – in den Osten. Die Kunst meines Landes ist ungleich tiefer als alles, was ich im Westen kenne.«

WOLF MESSINGS GEHEIMNIS

Im Frühjahr 1974 mußte die Miliz vor dem Kino »Oktober« in Moskau eine riesige Menschenmenge in Bann halten, gerade wie nach einem Rockkonzert. Dabei war »nur« die Vorstellung des großen Hypnotiseurs, Telepathen und Yogis Wolf Messing, eines Menschen mit ungewöhnlichen, phantastischen Fähigkeiten, zu Ende gegangen. Ein heiliger Wahnsinn hatte von den Menschen Besitz ergriffen. Ich erinnere mich, wie eine schöne junge Frau mit einem Kind auf dem Arm weinend den Milizionär anflehte: »Er soll nur einen Blick auf mein Kind werfen. Lassen Sie mich bitte durch. Nur einen einzigen Blick. Er kann das ganze zukünftige Leben vorhersagen!«

Nur mit großer Mühe konnte ich zu Messing vordringen. Auf diese Begegnung hatte ich viele Jahre lang gewartet. Ich interessierte mich für Hypnose und Telepathie, und eines Tages hörte ich von Messing. Seit dieser Zeit sammelte ich alles über ihn: Zeitungsartikel, Plakate, Augenzeugenberichte. Mein Kollege, der Musiklehrer Pawel Maier, der von meinem Interesse an dem berühmten Magier wußte, sagte einmal zu mir: »Ich habe ein Foto vom jungen Messing, noch von meinem Großvater. Er hat ihn in Polen fotografiert, wo sie sich vor dem Krieg kennengelernt hatten.«

So fiel dieses Foto in meine Hände.

Nachdem ich zu Messing vorgedrungen war, nahm ich all meinen Mut zusammen und bat ihn um ein Interview. Ein Wunder, daß er mir, einer jungen Journalistin, einer Anfängerin, das nicht ausschlug und einen Termin anbot, den wir allerdings wegen seiner Krankheit zweimal verschieben mußten. Im Sommer 1974 trafen wir uns schließlich. Er war fast 75 Jahre alt. Graue Haare, aufmerksame Augen hinter einer Brille. Für uns, deren Leben angefüllt war mit Offiziellen und Fünfjahrplänen, war er ein Geheimnis. Er konnte etwas, was keiner vermochte. Als er am 8. November 1974 starb, fühlte ich, daß die Welt ohne solche Menschen wie Messing erschreckend nüchtern ist.

Zu seinen Lebzeiten und auch später wurde sehr wenig über ihn geschrieben. Für die sowjetischen Behörden war er zu rät-

selhaft und undurchschaubar. Sie brauchten ihn nicht, er war zu gefährlich und für den sowjetischen Geschmack nicht modern genug. Sogar nach der Perestroika, als ich einen Dokumentarfilm über ihn drehen wollte, von dem ich so lange geträumt hatte, wurde ich abgewiesen: nicht zeitgemäß!

Wenn ich mich an meine Begegnung mit Wolf Messing erinnere, fallen mir immer die Worte von Leo Tolstoi ein: »Dort, wo keine Güte, keine Einfachheit und keine Wahrheit ist, ist auch keine Größe.«

Wenn ich nur seine wunderbare aristokratische Einfachheit und Güte wiedergeben könnte. Nach dem Treffen zehrte ich noch lange vom Gefühl des Glücks, das beim Kontakt mit einem interessanten, talentierten und außerordentlichen Menschen entsteht.

Er war eine lebendige, artistische Natur. Wenn er erzählte, war er dramatisch und humorvoll, einfach und geheimnisvoll.

Wolf Messing wurde am 10. September 1899 in der Nähe von Warschau geboren. In seiner Kindheit war er mondsüchtig. Damit der Junge nachts nicht umherwandelte, stellte seine Mutter einen Wassertrog neben das Bett. So wachte der Junge jedesmal auf, wenn er nachts aufstand und seine Füße im kalten Wasser landeten.

»Wissen Sie«, sagte er zu mir, »an Somnambulismus leiden etwas mehr als 5% der Menschen, bei den meisten von ihnen gelingt die Hypnose nur bis zum zweiten Stadium, bis zu einem oberflächlichen Schlummerzustand. Wissen Sie überhaupt, was Hypnose ist?«

Und er erklärte mir sehr lebendig, worin sich das zweite Stadium der Hypnose (wenn der zu Hypnotisierende, der in einen Schlummerzustand fällt, nur das wahrnimmt, was der Hypnotiseur sagt) vom dritten, dem Somnambulismus, unterscheidet, wenn der Hypnotiseur auf der Bühne bei einem Men-



schen (und sogar bei sich selbst) eine Katalepsie, eine Muskelverkrampfung, hervorrufen kann. Die Muskelkraft wächst derart, daß der Mensch zwischen zwei Stühlen liegen kann und sein Körper dabei nur auf dem Hinterkopf und den Hacken ruht.

Nach einiger Zeit kamen wir erneut auf seine Biographie zurück. »Als ich 14 war, bin ich von Zuhause weggelaufen. Ich konnte wunderbar deutsch sprechen und wollte unbedingt nach Berlin. Ich weiß noch, wie ich im Zug gesessen habe«, erzählte er. »Geld für den Fahrschein hatte ich nicht, und ich versteckte mich unter der Sitzbank, bis der strenge Kontrolleur mich hervorzog: ›Ihre Fahrkarte!«

Ich bekam es mit der Angst zu tun und wühlte in meinen Taschen, als ob ich den Fahrschein suchte, zog aber nur einen Zeitungsausschnitt heraus. Ich konzentrierte alle meine Kräfte, bildete mir fest ein, das sei der Fahrschein, und reichte ihn dem Schaffner. Der stempelte ihn ab und ging weiter. Das war meine erste Erfahrung mit Hypnose.«

In Berlin lungerte er auf der Straße herum, hungerte, und eines Tages »hörte« er plötzlich auf dem Markt, woran die Leute um ihn herum »dachten«. »Ich habe mir zwei Fälle gemerkt«, erzählte mir Messing. »Einmal trat ich zu einer älteren Frau und beruhigte sie mit den Worten: ›Regen Sie sich nicht auf, Ihre Tochter schafft es auch ohne Sie, die Ziege zu melken!« Ein anderes Mal sagte ich zu einem Verkäufer: ›Keine Sorge, Ihr Nachbar gibt Ihnen auf alle Fälle die Schulden zurück!« Diese Menschen waren natürlich verblüfft. Und ich selbst nicht weniger, fühlte ich doch plötzlich in mir die Fähigkeit, fremde Gedanken zu lesen.«

Bald darauf fand Messing Arbeit in einem Wanderzirkus. Nach einiger Zeit trat er sogar mit einer eigenen Nummer auf. Er konnte nicht nur Gedanken lesen, sondern fand auch verlorengegangene Gegenstände wieder, sagte nach der Handschrift und nach Fotos die Zukunft voraus, heilte durch Hypnose Krankheiten, deren Ursachen psychische Spannungen, Streß und seelische Konflikte waren. Dazu gehörten Schmerzen in den Gelenken, im Rückgrat, Magen- und Darmgeschwüre, Herzarrhythmie, Neurodermitis, Allergien und Diabetes. Wolf Messing war der erste, der die Hypnose über die Grenzen der Psychiatrie in die allgemeine Medizin einbrachte. Denn nach seiner festen Überzeugung »wirkt die heilende Kraft der Hypnose über psychische Kanäle, das heißt, alle biologischen Prozesse im Organismus werden durch Hirnzentren reguliert. Die

Hypnose neutralisiert tief im Unterbewußtsein sitzende ›Komplexe‹ und aktiviert die Abwehrkräfte des Organismus. Es ist sehr wichtig, rechtzeitig einzugreifen, damit die funktionellen Störungen nicht zu organischen werden.«

Bereitwillig und ausführlich erklärte mir Messing die verschiedenen Hypnosearten, die er bei seinen Vorstellungen anwendete, und die Merkmale, die die Hypnose vom natürlichen Schlaf unterscheiden, doch ich wollte immer wieder zu seiner legendären Biographie zurückkehren.

»Meine Brüder und mein Vater sind in Majdanek umgekommen, meine Mutter ist schon vorher gestorben. Das war eine schreckliche Zeit ...« Messing machte eine Pause, bevor er weitererzählte: »Wer weiß, wie sich mein Schicksal gefügt hätte, aber als ich im Wanderzirkus auftrat, wurde Albert Einstein auf den jungen Telepathen aufmerksam. Wir hatten gerade ein Gastspiel in Deutschland, und Einstein lud mich zu sich ein.«

Bei diesem Treffen war auch Sigmund Freud zugegen, der bei Einstein zu Besuch war. Sie beschlossen, ein erstes Experiment durchzuführen. Zu Beginn befahl Freud Messing in Gedanken, die Geige zu nehmen und sie dem Physiker in die Hand zu drücken, was er auch tat. Nach weiteren Experimenten ähnlicher Art gerieten Einstein und Freud völlig aus dem Häuschen und empfahlen Messing, ein Studium an der Psychologischen Fakultät der Universität Wilna aufzunehmen, wo Messing auch tatsächlich einige Zeit studierte.

»In den dreißiger Jahren war ich bereits weltberühmt. Ich hatte einen eigenen Impressario, trat sogar in Brasilien, Argentinien und Australien auf«, erzählte Messing. »Ich hatte eine Menge Freunde und Verehrer. Immer wenn ich irgendwo erschien, wollten die Menschen sich mit mir fotografieren lassen und Autogramme haben und mir die Hand drücken. Das Foto, das Sie mitgebracht haben, entstand, glaube ich, 1932. Ich war damals 33 Jahre.«

Als er 1937 in Warschau auftrat, sagte er den Beginn des Zweiten Weltkrieges und die Niederlage Hitlers voraus. Davon wurde dem Führer sofort Mitteilung gemacht. Überall in Warschau hingen Plakate mit einem Foto von Messing, die eine hohe Belohnung für seine Ergreifung in Aussicht stellten.

Messing wurde gefaßt und ins Gefängnis geworfen. Zerschunden lag er auf dem nackten Boden der Zelle. Da schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf: Mit seinen hypnotischen Kräften

befahl er den Soldaten, die seine Zelle, den Korridor und das Gefängnistor bewachten, zu ihm in die Zelle zu kommen. Während sie unter seinem hypnotischen Einfluß standen und sich in einem Schlafzustand befanden, schloß er die Zellentür auf und entwich in die Freiheit. Er schlug sich bis zum Fluß Bug durch und fuhr mit einem Boot zum anderen Ufer, in die Sowjetunion.

Als Messing mir von seinem Gefängnisaufenthalt erzählte, bemerkte er, daß die Natur der psychophysiologischen und biochemischen Prozesse im Gehirn während eines Hypnosezustandes niemals vollständig aufgedeckt werde, allen Untersuchungen und Theorien zum Trotz. »Das ist ein Geheimnis. Und dies bleibt ein Geheimnis.«

Unsere Begegnung ging ihrem Ende entgegen, und ich wollte Wolf Messing noch so vieles fragen. Sein Name war schon lange eine Legende, doch keiner wußte, was Wahrheit war und was Dichtung.

So erzählte man sich zum Beispiel, daß während des Krieges, genauer, im August 1941, eine Schauspielerin mit Messing im Moskauer Restaurant »Metropol« an einem Tisch saß und ihn fragte, wann der Krieg zu Ende sei. Er schrieb eine Zahl auf die Serviette, rollte sie zusammen und bat die Schauspielerin, sie erst zu Hause auseinanderzufalten. Dort las die Schauspielerin: 8. Mai 1945.

»Während des Krieges«, erzählte Messing, »mußte ich oft anhand von Fotos voraussagen, ob der Mensch noch lebte oder nicht. Tausende von Fotos wurden mir vorgelegt, und ich konnte mich nicht weigern, besonders wenn Mütter kamen. Ich weiß noch, wie mich eine Frau besuchte, das war noch in Polen, und mir einen Brief von ihrem Sohn aus dem Hospital brachte; er hatte ihr lange nicht mehr geschrieben, und sie wollte wissen, ob er noch lebte. Ich sagte ihr, derjenige, der diesen Brief geschrieben habe, sei tot. Sie weinte und ging. Nach einem Jahr kam sie wieder zu mir, mit ihrem Sohn: »Hier, mein Sohn lebt noch!«

Ich fragte den Sohn, ob er den Brief selbst geschrieben hatte. »Nein«, antwortete er, »ich hatte eine Handverletzung, den Brief hat mein Bettnachbar geschrieben, der später leider gestorben ist.«

Als ich mich von Messing verabschiedete, hoffte ich auf eine neue Begegnung. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß es ein weiteres Treffen nicht mehr geben würde, so lebensfroh erschien er mir damals. Als ob er niemals sterben könnte. Er strahlte so viel Energie und Wärme aus.

Es wird erzählt, daß Messing nach seiner Ankunft in der UdSSR in den Kreml zu Stalin eingeladen wurde. Am Ende des Gesprächs fragte Stalin ihn plötzlich, ob er allein, ohne Passierschein, aus dem Kreml gehen könne. »Wenn Ihnen das gelingt, dann stellen Sie sich unter mein Fenster, damit ich Sie sehen kann.« Einige Minuten später stand Messing an der verabredeten Stelle. Stalin gab ihm mit der Hand ein Zeichen, er solle wieder zurück zu ihm in sein Arbeitszimmer kommen. Als Messing eintrat, fragte Stalin verwundert: »Wie ist Ihnen das gelungen?« »Ach, ich habe der Wache in Gedanken befohlen, mir zu salutieren, als sei ich ein hoher General«, erklärte Messing.

Während des Krieges wurden vom Geld des berühmten Hypnotiseurs zwei Flugzeuge gebaut. Das Danketelegramm von Stalin diente ihm lange Zeit als »Schutzbrief« in allen Lebenslagen. Messing trat in Hospitälern auf, er führte hypnotische Heilséancen durch. Er kurierte Alkoholismus und andere Krankheiten. Bei seinen Vorstellungen las er Gedanken, versetzte sich selbst in Hypnosezustand, verwandelte sich in einen Holzstamm und lag völlig steif auf zwei Stühlen. Auch nach dem Krieg fuhr er im Land umher und gab Vorstellungen. Im Wischnewski-Institut für Chirurgie nahm er an zahlreichen Experimenten teil. Der mit Messing befreundete Journalist M. Michalkow war Augenzeuge eines dieser Experimente, er erzählte, was er selbst erlebte: Im Wischnewski-Institut demonstrierte einmal ein Yogi, wie er Schmerzreflexe stillt. Es stellte sich heraus, daß Yogis, wenn sie die Schmerzonen an Beinen, Händen und Hals neutralisieren, mit einer langen Nadel in diese Körperteile stechen können. Den Brustkorb aber berühren sie nicht, das sei zu gefährlich. Messing hörte sich aufmerksam an, was der Yogi erzählte, und sagte dann, an die Leute gewandt, die dem Experiment beiwohnten: »Die Brust rühren Sie also nicht an? Ich will Ihnen zeigen, wie man das macht.«

Messing ging ins Nachbarzimmer, wo er einige Minuten brauchte, um die Schmerzreflexe zu neutralisieren und den Organismus auf das Experiment vorzubereiten. Mit nacktem Oberkörper kam er zurück: »Ich bin bereit.«

Der Assistent reinigte die Nadel mit Spiritus und stieß sie direkt neben dem Herzen durch Messings Brustkorb. Die Nadel kam am Rücken wieder heraus. Als der Assistent sie wieder herauszog, war kein einziger Blutstropfen zu sehen. Der Yogi war

verblüfft. Die anderen Anwesenden ebenfalls. Dieser Bericht dokumentiert das erstaunliche Talent Wolf Messings.

Im Alter trat er seltener auf. Man erzählte sich, in England habe er mit einem Bankdirektor eine Wette abgeschlossen, daß er dem Kassierer statt eines Schecks ein weißes Blatt Papier unterschieben wolle und er darauf eine große Geldsumme ausgezahlt bekomme, was ihm auch glückte. Erzählungen über Hunderte solcher »Zaubertricks« begleiten diesen legendären Mann.

Und immer half er selbstlos anderen Menschen. Er konnte niemals nein sagen. Er heilte, brachte jemanden irgendwo unter, gab Ratschläge, Geld. Seiner Natur nach war er ein Ästhet und hätte sorgenfrei leben können. Aber er lebte und atmete nach Radistschews Motto: »Ich blickte mich um, und meine Seele schmerzte von den Leiden der Menschen.« Inmitten all des kommunistischen Unfugs, der ängstlichen Sklavenmentalität und der Verlassenheit schuldig-unschuldiger Seelen half er durch seine außergewöhnlichen Fähigkeiten vielen Menschen, in dieser Hölle zu überleben. Er tröstete und rettete, er blieb immer, was er war – ein guter Geist. Davon zeugen Hunderte von Berichten.

Ich erinnere mich, wie ich Messing an dem Sommertag im Jahr 1974 verließ. Ich ging durch Moskau und lächelte glücklich, ohne die Menschenmenge und den Straßenlärm wahrzunehmen. In meinen Ohren klangen seine Worte wie Musik: »Sie haben mich gefragt, wo ich leben möchte, wenn ich eine Stadt auf der Welt wählen könnte? In Moskau natürlich! In Moskau, in der Nowopestschannaja, der Neuen Sandstraße ...«

Ob er wohl auf meine Frage heute noch genauso geantwortet hätte?

MICHAIL KALASCHNIKOW

Nina Kostjajewa. Nur dank ihr und ihrer Autorität wurde ein Treffen mit Michail Kalaschnikow möglich. Mir hat er sechsmal am Telefon abgesagt! Ich rufe aus Moskau an, ich rufe aus Ischewsk an, rede ihm zu – doch ich höre nur: Kommt gar nicht in Frage! Aber Nina ist eine in Ischewsk bekannte Persönlichkeit, eine Udmurtin, die erst die Udmurtische Universität und



dann die Moskauer Filmhochschule abgeschlossen hat und nun Direktorin des Historischen Zentrums der Republik in Ischewsk ist. Nina Kostjajewa ist eine sehr kluge und gute Frau, die mit mir in Moskau die gleichen Kurse besuchte. Sie setzte ihre ganze Autorität ein, und Kalaschnikow ergab sich: »Kommen Sie.« Er war von den vielen Journalisten und von ihren eintönigen Fragen über das Maschinengewehr »Kalaschnikow« sehr müde geworden. Auf alle Fragen antwortet er

schon mit vorbereiteten und in den langen Jahren voller Interviews wiederholten Phrasen.

Er lebt in einem fünfstöckigen Haus aus der Chruschtschow-Ära, er lebt sehr bescheiden. Als er sich für das Treffen mit uns vorbereitete, zog er seinen einzigen braunen Paradeanzug an. Das ist natürlich ungerecht, daß er für seine große Erfindung, das weltweit bekannte Maschinengewehr Kalaschnikow AK-47, keine einzige Kopeke erhielt. Das Einzige, wovon er genug besitzt, sind offizielle Auszeichnungen und Popularität. Ich erinnere mich, wie ich ihn dadurch zum Lachen brachte, daß ich erzählte, wie ich auf den Flaggen und Geldscheinen von Mosambik und Angola sein legendäres Maschinengewehr AK-47 gesehen hatte – die Kalaschnikow, die die ganze Welt kennt. Wir tranken mit ihm ein Gläschen Wodka. (Ein paar Jahre nach unserer Begegnung wurde in der udmurtischen Stadt Glasow der Wodka »Kalaschnikow« angeboten. Es heißt, daß er sehr rein und stark sei.) Und das Gespräch kam zustande. Ich schlug ihm vor, einen Dokumentarfilm über ihn zu drehen.

Im Dokumentarfilm aufzutreten lehnte er allerdings entschieden ab. »Ich bin siebzig (jetzt ist er neunundsiebzig). Der Menschen bin ich überdrüssig.« Doch wir sprachen miteinander und saßen dabei in der neun Quadratmeter großen Küche seiner kleinen und sehr bescheiden eingerichteten Wohnung. Mir blieben drei Momente unseres Gesprächs in Erinnerung. Erstens erzählte er, wann genau in ihm der Wunsch aufgekommen war, ein neues Gewehr zu konstruieren. »Im Oktober 1941«, berichtete er, »schossen die Deutschen die ganze Abteilung zusammen. Mir und noch zwei anderen Soldaten glückte es, heil davonzukommen. Ich erinnere mich mein Leben lang an dieses Gefühl der Ohnmacht. Und ich verstand, daß es sinnlos war, mit unserer Büchse gegen die unaufhörlichen Maschinengewehrsalven anzugehen.« Zweitens: »Ich lag im Lazarett, und diese Jungs, die von den Deutschen in jener Nacht zusammengeschoßen worden waren, standen mir vor Augen. Nach dem Lazarett hatte ich zwei Wochen Urlaub, doch ich stieg schon an der Station Mata aus dem Zug aus, wo ich zusammen mit den Arbeitern aus meinem Bekanntenkreis diesen Plan (genauer gesagt, die Konstruktion des neuen Maschinengewehrs) verwirklichte, den ich die ganze Zeit mit mir herumtrug, als ich im Lazarett lag. Und 1947 war das Maschinengewehr schon zur Serienproduktion zugelassen.«

Und das dritte Moment unseres Gesprächs, das mir in Erinnerung blieb: Michail Timofejewitsch sagte, daß er das Maschinengewehr erfunden hatte, als es im Großen Vaterländischen Krieg die Sache eines jeden war, seine Heimat zu retten. »Doch wenn ich jetzt sehe, wie sich die Leute mit meinem Maschinengewehr umbringen ...« – Kalaschnikow schwieg und wandte sich ab, »fällt es mir schwer, darüber nachzudenken. Ich gehe sogar zur Jagd ohne Gewehr. Und ich mag das Schießen nicht. Und ich hasse den Krieg.«



Wir verabschiedeten uns von Michail Kalaschnikow und gingen auf eine Straße ins abendliche Ischewsk hinaus. In der benachbarten Bäckerei stand die Tür offen, und der feine Geruch des frisch gebackenen Brotes breitete sich aus. Doch ihn überlagerte irgendein Brandgeruch, der von der nahegelegenen Fabrik ausging. Wir eilten zum Bus: Nina lebte am Stadtrand in einer neuen Siedlung. Wir schwiegen beide, doch plötzlich sagte Nina: »Hast du gemerkt, daß Kalaschnikow mit solcher Lust von der Vergangenheit spricht und überhaupt nicht von der Gegenwart reden will?«

Ja, so war es.